



Die Bundeswehr sieht in der Interkulturellen Kompetenz (IK) eine der Schlüsselqualifikationen für die Streitkräfte des 21. Jahrhunderts. Ein der jeweiligen Kultur angemessener Umgang mit der Bevölkerung der Einsatzgebiete wirkt stabilisierend und verbessert den Schutz der stationierten Soldaten. Interkulturelle Störungen und Probleme führen demgegenüber dazu – dies belegen zahlreiche Beispiele der Vergangenheit und Gegenwart –, dass die Durchführung des Auftrags und Menschenleben gefährdet sind.

Projekte scheitern beispielsweise aufgrund mangelnder Vertrautheit mit komplexen soziokulturellen Gegebenheiten wie auch an der Unkenntnis örtlicher Kommunikationsformen. Misstrauen und Ablehnung gegenüber als »Besatzern« empfundenen Soldaten können dabei fatale Folgen haben. Es kann geschehen, dass Handlungen von Individuen strategische Relevanz erlangen und den Gesamterfolg oder -misserfolg eines Einsatzes mitbestimmen. Ereignisse auf der Mikroebene (z.B. die »Totenkopffotos« deutscher Soldaten in Afghanistan) vermögen einen direkten Einfluss auf die Makroebene auszuüben.

■ Interkulturelle Kompetenz im Auslandseinsatz

Im Kontakt mit der – häufig verschiedene Kulturen und Ethnien umfassenden – Bevölkerung der Einsatzregionen sollten Soldaten, um kompetent handeln zu können, Eigenschaften wie (Ambiguitäts-)Toleranz, Einfühlungsvermögen, Rollendistanz, Kommunikationsfähigkeit und die Fähigkeit zum Mitgefühl, Kontaktfreudigkeit, Verhaltensflexibilität, Unvorgenommenheit, Respekt, Offenheit sowie einen geringen Ethnozentrismus mitbringen – d.h. die Fähigkeit, über den eigenen kulturellen Tellerand hinauszudenken. Sie müssen sich obendrein ihrer eigenen kulturellen Prägung bewusst sein, um sich fremdkulturellen Wert- und Deutungsmustern sowie Verhaltensweisen gegenüber öffnen zu können. Angesichts eines derart komplexen Anforderungsprofils, das *zusätzlich* zu militärischen Fähigkeiten erworben oder mitgebracht werden muss, stellt sich die berechtigte Frage, ob die Soldaten der Bundeswehr solchen Anforderungen überhaupt gerecht werden können und müssen.

Für das Konzept der Interkulturellen Kompetenz existiert eine große Vielfalt an Definitionen. Übereinstimmung besteht weitestgehend darin, dass IK als eine Subkompetenz sozialer Kompetenz anzusehen ist. Erstere befähigt einen Menschen, Fremdes nicht nur aus dem eigenen Blickwinkel bzw. vor dem eigenen kulturellen Hintergrund zu betrachten, sondern wertneutral an Begegnungen mit dem Fremden heranzugehen. Menschen mit unterschiedlichen Orientierungssystemen treffen aufeinander, die aufgrund der eigenen kulturellen Prägung ihre Umwelt und Mitwelt unterschiedlich wahrnehmen und deuten. Probleme in interkulturellen Überschneidungssituationen kommen dann auf, wenn die kulturelle Orientierung beider Seiten deutlich voneinander abweicht, und sich beide Seiten ihrer eigenen kulturellen Prägung nicht bewusst sind. Bei Interkultureller Kompetenz handelt es sich also nicht nur um einen Zugang zu fremden Kulturen, sondern auch immer wieder um die bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen kulturellen Prägung. Nachfolgende IK-Definition lässt sich aus dieser Einsicht ableiten: Interkulturelle Kompetenz ist die in einem längerfristigen

Lernprozess erreichte Fähigkeit, im mittelbaren oder unmittelbaren Umgang mit Menschen anderer Kulturkreise einen möglichst hohen Grad an Verstehen und Verständnis zu erreichen.

Sollen Interkulturelle Kompetenzen ausgebildet werden, muss auf drei Ebenen gearbeitet werden: auf der Ebene der Kognition (Wissensvermittlung, so etwa Bewusstsein der eigenen Kultur, Kenntnisse der fremden Kultur, Sprachkenntnisse), der Konnotation (Verhaltensübungen, z.B. im Bereich Flexibilität, Körpersprache, Ambiguitätstoleranz) und auf der Ebene des Affekts (Erhöhung der Motivation, Einfühlungsvermögen, Interesse am Fremden, geringer Ethnozentrismus). Es liegt auf der Hand, dass diese komplexen Fähigkeiten nicht in kürzester Zeit entwickelt werden können, sondern im Verlauf eines längeren Lernprozesses erworben werden müssen. Dabei gilt es, gleichermaßen kulturallgemeine als auch kulturspezifische, also auf eine bestimmte Kultur ausgerichtete Wissensinhalte und Kompetenzen zu vermitteln.

Für die IK-Lehre in der Bundeswehr bedeutet dies, dass sich die interkulturelle Vorbereitung auf Auslandseinsätze nicht in der Bereitstellung kulturspezifischen Wissens oder von Handlungsanweisungen (»dos and don'ts«) erschöpfen darf. Vielmehr



Bundeswehr/Dieter Baumann

Frauen in Afghanistan, Aufnahme von 2009.

sollten schon von einem frühen Zeitpunkt an die kulturallgemeinen Fähigkeiten bei Soldaten in einem längerfristigen Ausbildungsprozess gefördert werden. In der Praxis fragen Männer und Frauen, die in den Einsatz gehen, freilich eher nach schnell zu erfassenden Lehrinhalten, wie sie etwa Taschenkarten vermitteln. Sogenannte Kultur-Taschenkarten sind jedoch umstritten, da sie den Soldaten eine (falsche) Handlungssicherheit vortäuschen, die kulturelle Kurzinformationen über ein Land gar nicht bieten können. Befürworter der Taschenkarten führen andererseits ins Feld, es sei besser, wenigstens ein gewisses Basiswissen zu vermitteln, auf das die Spezialisten dann aufbauen können. Diese Diskussion verweist auf eine grundlegende Frage: Kann allen Einsatzsoldaten ein breites Verständnis von Kultur im Allgemeinen und eine differenzierte Sichtweisen auf lokale Kulturen im Besonderen vermittelt werden oder erfordert die Auseinandersetzung mit Kultur einen längerfristigen Prozess, der beim Militär auf mehreren Ebenen durchlaufen werden muss?

Interkulturelle Ausbildung in der Bundeswehr

Um Interkulturelle Kompetenz innerhalb der Streitkräfte als eigenständiges Lehrfach einzuführen, entwarf der Psychologische Dienst der Bundeswehr bereits 1998 ein IK-Sensibilisierungs- und Orientierungstraining, das allerdings nie in die Praxis umgesetzt wurde. Ende der 1990er-Jahre war die Zeit offensichtlich noch nicht reif für die Erkenntnis, wie relevant sogenannte »soft skills« für den Erfolg von Auslandseinsätzen sein können. Es handelte sich um kein typisches Bundeswehr-Phänomen; auch in anderen Streitkräften wurden die Brisanz und Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit diesem Thema erst in den letzten Jahren erkannt. Seither fand IK schrittweise Eingang in die offiziellen Lehr- und Ausbildungspläne.

Seit 2005 bilden IK-Lehre und -Trainings einen (wenn auch kleinen) Bestandteil der »Modularen Truppenausbildung«. Das »Konzept für einsatzvorbereitende Ausbildung für Konfliktverhütung und Krisenbewältigung (EAKK)« liefert hierfür die Grundlage (vgl. Weißbuch 2006). Inhalte dieses Konzepts fließen erstmals (stundenweise) in die Unterrichte der Grundausbildung

mit ein, vertieft in der einsatzvorbereitenden Aufbauausbildung EAKK, in der Führerschulung und im Rahmen spezialisierter Module. Ferner bieten Ausbildungseinrichtungen wie die Führungsakademie der Bundeswehr, die Akademie der Bundeswehr für Information und Kommunikation und das Zentrum Innere Führung einschlägige Lehrveranstaltungen an. Weitere Dienststellen wie das Amt für Geoinformationswesen der Bundeswehr, das Militärgeschichtliche Forschungsamt, die Gruppe Wehrpsychologie, das Sozialwissenschaftliche Institut der Bundeswehr sowie das Zentrum Operative Information setzen sich mit IK in Form von Lehre, Forschung und IK-Beratung auseinander oder liefern hierfür einschlägige Grundlagen. Da innerhalb der Bundeswehr die bisher vorhandenen Trainings- und Lehransätze nicht in einer vereinheitlichten Gesamtplanung aufeinander abgestimmt sind, wurde Ende 2008 am Zentrum Innere Führung die »Zentrale Koordinierungsstelle Interkulturelle Kompetenz« eingerichtet. Sie soll in Zukunft als Ansprechpartner für alle IK-Fragen in der Bundeswehr fungieren und zu einer Professionalisierung und Harmonisierung entsprechender Anstrengungen beitragen.

Vorhandene Konzepte verstehen IK bislang weitestgehend nicht als Ergebnis eines längerfristigen Lernprozesses, sondern als einen im Crashkurs vermittelbaren, kulturspezifischen Lerninhalt. In der Praxis beschränken sich IK-Ausbildungen nicht selten auf die Aufzählung allgemeiner landeskundlicher Daten, die dann häufig auch noch einen langen Ausbildungstag beenden. Oft fehlen kompetente Ausbilder oder IK-Experten, sodass Lerninhalte nicht fachkundig weitervermittelt werden können. Obwohl die Bedeutung der IK in der Bundeswehr weitestgehend erkannt zu sein scheint, steht dieses »weiche Thema« – vielfach aus nachvollziehbaren praktischen Überlegungen und Zwängen – von seiner Priorität her deutlich hinter anderen militärischen Ausbildungsinhalten wie »riot control«, »mine awareness« oder Schießübungen entlang international geltender »rules of engagement« zurück. Schon vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, inwieweit eine kulturallgemeine IK-Lehre bereits vorher vermittelt werden sollte, anstatt sie als Teil der ohnehin überfrachteten Kontingentvorbereitung »abzuarbeiten«. Die Zeit der Offizierausbildung und insbesondere die des Studiums bietet

bei entsprechender Schwerpunktsetzung die Chance, um beim militärischen Nachwuchs Interkulturelle Kompetenzen Schritt für Schritt aufzubauen.

Ein weiterer Problembereich betrifft das »kulturelle Gedächtnis« der Auslandskontingente. Erfahrungen werden weder strukturiert gesammelt noch ausgewertet. Kontakte mit der Bevölkerung in einer Einsatzregion lassen sich später oft nicht mehr nachvollziehen. Kritische Begegnungssituationen in der Vergangenheit gehen als Lernbeispiele oder prototypische Szenarien verloren. Ein reicher Schatz an informellem IK-Wissen, das sich die Einsatzsoldaten vor Ort aneignen, unterliegt keiner systematischen Auswertung.

IK im Einsatzland: Umgang mit vielfachen Herausforderungen

Einsatzsoldaten stehen insbesondere vor der Notwendigkeit, theoretisch Erlerntes anzuwenden und in einen ihrer Kultur angemessenen Umgang mit der Bevölkerung münden zu lassen. Generell muss dabei zwischen einem indirekten und direkten Kulturkontakt unterschieden werden. Lediglich zehn bis 40 Prozent der Soldaten (je nach Einsatzgebiet) verlassen täglich das Feldlager und stehen im Kontakt mit ihrem lokalen Umfeld. Es fällt schwer zu beurteilen, welche Situation mehr belastet: Die Monotonie eines Feldlagers, die von Routine oder (Horror-)Geschichten über vergangene Kriege und Bürgerkriege geprägt ist, oder die Erfahrung von Soldaten, die direkt mit deren Folgen, unterschiedlichen Kulturen, Gefahren, Not und Elend konfrontiert sind. In beiden Fällen kommt Interkulturellen Kompetenzen jedoch erhebliche Bedeutung zu. So bestätigen kursierende Erzählungen über laufende oder abgeschlossene Konflikte, aber auch über die angeblichen Eigenschaften der Gesellschaft des Einsatzlandes bei Militärangehörigen mit mangelnder IK-Vorbildung Vorurteile und negative Einstellungen gegenüber Lebensweisen fremder Kulturen. Fehlende Verbindungen zur »Gesellschaft außerhalb des Zauns« tragen – gepaart mit Unwis-



Bundeswehr/Martin Stollberg

Feier zur Einweihung einer neuen Schule in Sarjani, Afghanistan, August 2008.

sen – zum Teufelskreis zwischen einem erhöhten Bedrohungsgefühl sowie mangelnder Selbst- und Fremdrelexion bei.

Jene Kontingentangehörigen, die außerhalb des Feldlagers tätig sind, werden selbstredend in einem besonderen Maße durch interkulturelle Überschneidungssituationen gefordert. Es bleibt eine Herausforderung, mit dem Fremden umzugehen: erst recht, wenn nicht klar ist, wer Freund und Feind ist, und wie die Gefahrenlage aussieht. Soldaten fehlt (im Gegensatz zu NGO-Mitarbeitern) während einer viermonatigen Kontingenzzeit oftmals die Zeit, um sich in die lokale(n) Kultur(en) intensivst hineinzufinden. Patrouillen kommen in ein Dorf, müssen Gespräche führen und sich gleichzeitig um die Sicherheit ihrer Kameraden sorgen. Angesichts überdehnter Einsatzräume fehlen häufig die Voraussetzungen, um durch regelmäßige Präsenz Vertrauen aufzubauen und die »richtigen« Leute und Ansprechpartner zu identifizieren. Einsatzsoldaten erleben wirtschaftliche und technologische Entwicklungsunterschiede sowie kriminelle und korrupte Strukturen, geprägt durch jahrzehntelangen Krieg. Selbst Gesellschaften gegenüber, in denen der geringe Wert eines menschlichen Lebens zu den täglichen

Erfahrungen zählt, gilt es einen kulturoffenen Blick zu bewahren. Fremde Gesprächsmuster (indirekt, umschreibend, informell) aufzugreifen, fällt Soldaten aus Deutschland schwer, wo direkte, geradlinige, gleichzeitig aber auch formelle Kommunikationsformen vorherrschen.

Der Einsatz geht einher mit zahlreichen Herausforderungen und fundamentalen Fragen: Wie offen muss ich gegenüber dem Fremden sein, wenn ich von den Einheimischen immer wieder beschossen oder betrogen werde? Wie kann ich mich auf die fremde Kultur einlassen, wenn ich als Bundeswehrsoldat den Eid geschworen habe, »Recht und Freiheit des deutschen Volkes« zu verteidigen? Welche Ziele verfolgt Deutschland in einem kulturell so fremden und komplexen Land wie etwa Afghanistan, und was kann die Bundeswehr dort eigentlich leisten?

Soldaten aus Deutschland werden in den multinational ausgerichteten Friedensmissionen zu denjenigen gezählt, die am ehesten die »Köpfe und Herzen« der Menschen vor Ort gewinnen. Für manche von ihnen bleibt es jedoch unverständlich, warum sie überhaupt Interkulturelle Kompetenz aufweisen und damit in »Vorleistung« gegenüber der einheimischen Bevölkerung treten müssen. In ihrer Selbstwahrnehmung opfern sie unter Umständen solchen Ländern (Lebens-)Zeit und Kraft, die von Krieg, Korruption und »mittelalterlichen« Traditionen geprägt sind. Unverständlich bleibt, warum zusätzlich zur erbrachten Hilfeleistung auch noch interkulturelle Sensibilität erwartet wird, wo doch andererseits die Gegenseite ihre Helfer und deren eigene Werte oft nicht beachtet.

Die Tatsache, dass Bundeswehrsoldaten ein relativ hohes Ansehen bei der einheimischen Bevölkerung genießen, gründet sich nicht nur auf die – wie gezeigt – bislang nicht gerade optimale IK-Vorbildung. Mindestens drei weitere Umstände beeinflussen das Handeln der Soldaten. Erstens lässt sich »sensibles« Auftreten mit der Angst erklären, »etwas vor Ort falsch zu machen und dadurch Probleme in Deutschland zu bekommen«. Zweitens trägt die Last »historischer Schuld« aus der Zeit des Nationalsozialismus zu dem Wunsch bei, nicht als Besatzer, sondern als »Helfer« aufzutreten. Drittens erkennen die Soldaten durch einen guten, unterstützenden Kontakt zur einheimischen Bevölkerung einen Sinn auch in teilweise problematischen Einsätzen.



Bundeswehr/Markus Kurczyk

Weibliche Soldaten im Gespräch mit afghanischen Frauen, Aufnahme von 2007.

Dieses Bündel an Motivationen trägt – zusammen mit der IK-Ausbildung – zu kultursensiblen Verhalten bei.

Interkulturelle Kompetenz: Eine Anforderung an alle Ebenen

Alle Soldaten müssen – auch wenn sie oder die Führung es eigentlich nicht wollen – ein gewisses *Grundwissen* an Interkultureller Kompetenz sowie Verständnis für die Kultur(en) des Einsatzlandes mitbringen. Ansonsten laufen sie Gefahr, kulturelle Besonderheiten zu missachten, ihre Sicherheit ernsthaft zu gefährden und/oder im (in-)direkten Kontakt Vorurteile und Unverständnis zu entwickeln. Bisher konzentriert sich die IK-Ausbildung auf die Zeit *vor* dem Dienst im fremden Land. Im Einsatz selbst wird nur die Führung der Truppe durch Interkulturelle Einsatzberater (IEB) unterstützt und in kulturelle Besonderheiten eingewiesen. Eine derartige Beratung hätten jedoch auch viele Soldaten nötig, die tagtäglich mit der örtlichen Bevölkerung zu tun haben.

Dem einzelnen Einsatzsoldaten wird ein hohes Maß an Interkultureller Kompetenz abverlangt, ohne dass IK tatsächlich auf allen Ebenen der militärischen Hierarchie die gebotene Wertschätzung und Unterstützung erführe. Männer und Frauen vor Ort befinden sich in einer »interkulturellen Zwittersituation«: Sie sollen IK unter Beweis stellen – aber nur so viel, wie in Kurzveranstaltungen vor dem Einsatz vermittelt werden kann und für den Erhalt der eigenen Sicherheit notwendig erscheint. Auf der politisch-strategischen Makroebene, welche die Zielvorgaben und Inhalte des Mandats definiert und damit den Rahmen für die Soldaten im Einsatzland absteckt, spielt der »kulturelle Blick« demgegenüber häufig gar keine Rolle. Einsätze wurden und werden eher von Strategen und Technokraten geplant, für die Informationen über lokale Lebenswelten, Strukturen und Bedürfnisse bestenfalls zweitrangig sind. Für die Nachhaltigkeit von Stabilisierungsmaßnahmen reicht es jedoch nicht, wie es u.a. das Beispiel Afghanistans auf schmerzhaft Weise aufzeigt, nur oberflächlich die »Herzen und Köpfe« der Menschen vor Ort zu gewinnen. Der Erfolg hängt vielmehr davon ab, die lokale Bevölkerung in die Planung und Durchführung zukünftiger Einsätze einzubinden und eine Übereinstimmung zwischen der politisch-strategischen sowie der individuellen Ebene des Einsatzsoldaten zu erreichen. Interkulturelle Kompetenz stellt somit eine Fähigkeit dar, die nicht nur im Einsatzland auf der Mikroebene, sondern auch auf der Makroebene über die Sicherheit der Soldaten vor Ort und letztlich über den Erfolg von Stabilisierungsoperationen entscheidet.

Maren Tomforde